Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 4 (1963)

Artikel: Erinnerungen eines jungen Meileners an den Ersten Weltkrieg
Autor: Glogg, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-954168

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERINNERUNGEN EINES JUNGEN MEILENERS AN DEN ERSTEN WELTKRIEG

Von Arnold Glogg

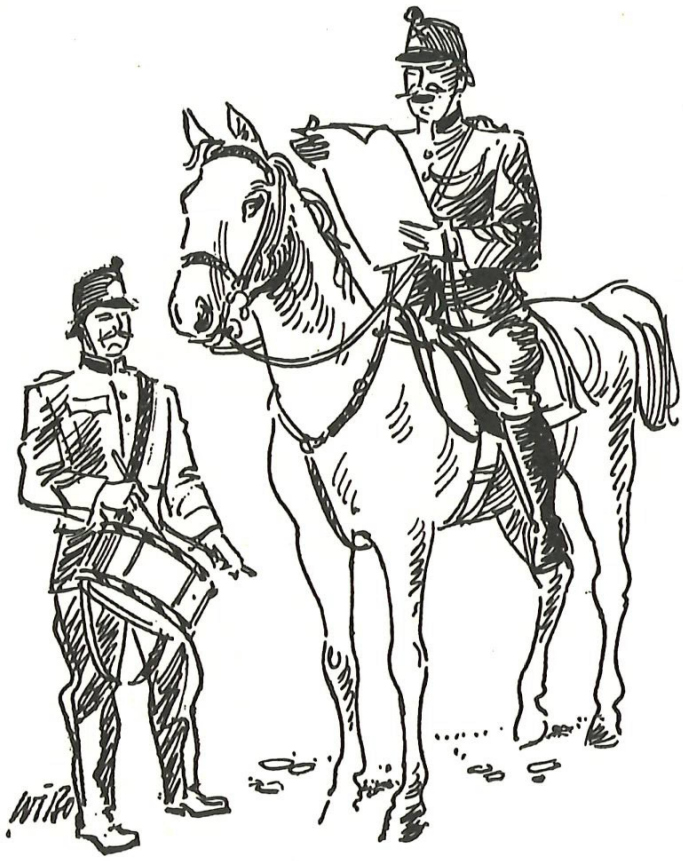
Auch wenn im Jahre 1911 der sogenannte Tripoliskrieg zwischen Italien und der Türkei ausgefochten wurde und ein Jahr später der Kriegsgott Mars die Balkanvölker ins Verderben und ins Unglück stürzte, glaubte bei uns ernstlich niemand an einen Krieg zwischen den europäischen Kulturvölkern. Man lebte ja in der guten, alten Zeit, mitten im Frieden und sah keinen Grund, das Zusammenleben über die Landesgrenzen gewalttätig zu unterbinden. Man reiste ohne Pass oder Identitätskarte in der ganzen Welt herum, liess sich nieder, wo es einem passte und machte seine Geschäfte ohne jede Bewilligungspflicht. Die Geldwährung war noch kein Problem. Die Schweiz war seit vielen Jahren der lateinischen Münzunion angeschlossen, Man bezahlte mit schweizerischem Geld seine Auslagen in Frankreich, Italien, Belgien, Griechenland. Ohne Reise- oder Bankcheck, dafür mit barem Gold, fuhr man ins Ausland, wo die Goldstücke ohne jeden Abzug entgegengenommen wurden. Vreneli und Napoleone konnte man bei jeder Bank im Rahmen des Kredites zum Nennwert beziehen, so viel man wollte. Wir lebten in einer Zeit, wo das Leben im bisher gewohnten Rahmen weiter ging und wo, abgesehen von technischen Errungenschaften und Erfindungen, sich bei uns am See wenig änderte. Es war die Zeit, wo in Meilen der halbe Liter Räuschling im Wirtshaus 50 Rappen kostete und wo man für 20 Rappen drei gute Siebner-Zigarren kaufen konnte. Beim Bäckermeister galt das Nidelbeckeli 5 Rappen und für das gleiche Geld konnten die Kinder sieben grosse Himbeerzeltli erwerben.

Frieden und Ruhe lagen über dem Schweizerland und männiglich freute sich, dass im kommenden Sommer die Landesausstellung und das grosse Schützenfest in Bern eine festliche Note in den Alltag bringen würden.

Dann fielen unvermutet die Schüsse von Serajewo, denen der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin zum Opfer fielen. Einige Tage war die Welt in grosser Erregung; dann nahm die Nervosität ab und man rechnete in politischen Kreisen mit einer friedlichen Beilegung des Konfliktes. Leider waren die meisten Grossmächte gerüstet und ihre Generalstäbe drängten auf eine militärische Entscheidung. Am 28. Juli 1914 erfolgte die Kriegserklärung

Oesterreich-Ungarns an Serbien. Der Funke war ins Pulverfass geflogen und Europa unwiderruflich in den grossen Krieg hineingerissen. Mobilisationen und Kriegserklärungen erfolgten am laufenden Band, und um den Frieden und die Ruhe in Europa war es geschehen.

Die Schweiz ordnete am 31. Juli die Generalmobilmachung an und stellte das Land unter Kriegsgesetz. In allen Landesgegenden wurde die Bevölkerung mit dem Generalmarsch auf die Truppen-Aufgebote aufmerksam gemacht. In Meilen alarmierte Sappeur-Soldat Jakob Bolleter mit seiner Trommel die Bevölkerung; neben ihm, hoch zu Ross, verlas Adjudant-Unteroffizier Albert Brupbacher die Mobilmachungsorder des Eidgenössischen Militärdepartements. So viele Soldaten, Pferde und Wagen hatte die Eidgenossenschaft bisher



noch nie zum Wehrdienst aufgeboten. Wir jungen Schweizer von 18 Jahren waren tief unglücklich, nicht mit den älteren Kameraden einrücken zu dürfen, jetzt, wo es zur Grenzwache ging. Schon am 2. Mobilmachungstag meldeten sich unser 6 Meilener-Jünglinge, alle 18-jährig, beim Kreiskommandanten Major Kunz in Horgen und wünschten, sofort in die Rekr. Schule aufgeboten zu werden. Wir waren glücklich, dass wir uns 8 Tage später an der Rekrutierung in Meilen melden durften. Mit Herzklopfen bestanden wir die sanitarische Untersuchung. Ohne Ausnahme wurden wir der Infanterie zugeteilt. Das «Diensttauglich» in unserem Dienstbüchlein war unser Stolz, und es war gut zu verstehen, dass wir am Nachmittag unsere Aufnahme in die Armee gebührend feierten. Noch waren wir aber keine Soldaten, und die so heiss herbeigewünschte Rekrutenschule wurde wegen Kadermangel immer wieder hinausgeschoben. Ob wir die Grenzbesetzung überhaupt erleben würden, das war der Gedanke, der uns Tag und Nacht keine Ruhe liess, nachdem die Zeitungen und die Politiker das Kriegsende noch vor dem Winter prophezeiten.

Während sich unsere Jungmannschaft in Scharen und in heller Begeisterung freiwillig zum Wehrdienst meldete, benahmen sich die Erwachsenen wesentlich weniger volksverbunden. Obwohl von einer Rationierung keine Rede war, wurden die Spezereiläden bestürmt und belagert, bis das letzte Kilo Fett, Mehl und Zucker von den Hamsterern abgeschleppt war. Es sind unglaubliche Dinge vorgekommen. Eine alleinstehende Frau in Meilen kaufte für sich einen Doppelzentner Salz, andere begüterte Leute zentnerweise Mehl, das später, weil man soviel nicht benötigte, zugrunde ging. Eine Familie in Obermeilen schaffte sich eine Kiste gefrorenes, argentinisches Schweinefleisch im Gewicht von 300 kg an. Auch dieses Fleisch ging zum grossen Teil kaputt.

Aehnliches erfuhren die Banken. Bei der Zürcher Kantonalbank standen die Leute mit ihren Kassenbüchlein Schlange, weit in die Strasse hinaus. Jeder wollte Geld abheben, auch wenn er es nicht brauchte. Es war gut, dass dieser Ansturm behördlicherseits sofort gestoppt wurde, und dass nur kleine Summen für den momentanen Gebrauch freigegeben wurden. Diese ungesunde, eigennützige Einstellung vieler Leute stand in krassem Gegensatz zu der selbstlosen Pflichterfüllung unserer Soldaten, die in diesen Tagen mit schwer gepacktem Tornister bei grosser Hitze der Grenze zumarschierten.

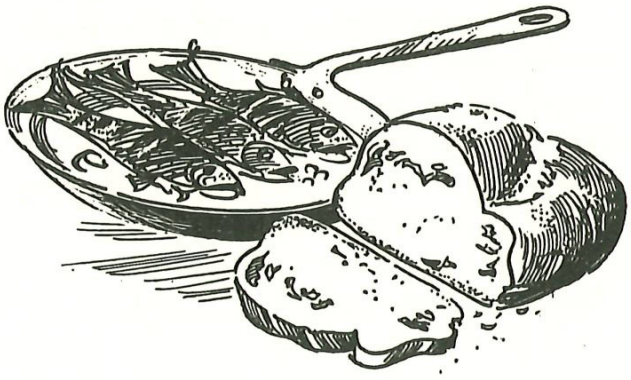
Bis zum Kriegsausbruch waren die normalen Zahlungsmittel Gold und Silber; man hatte die kleinen Noten von 5, 10 und 20 Franken noch nicht. Sie waren aber vorsorglicherweise durch die Nationalbank

gedruckt worden und zum Verteilen bereit. Als Präsident der Leihkasse Meilen-Herrliberg brachte mein Vater als Erster diese Kleinnoten als Neuheit mit nach Obermeilen. Nachmittags kamen die Leute von Berg und Tal und kauften pro forma ein paar Dachlatten oder einen Bund Schindeln und zahlten mit einer Hunderternote. Wie gab es lange Gesichter, als das Herausgeld, statt in den erwarteten Goldstücklein und Fünflibern, in den noch nie gesehenen Kleinnoten bestand. Von diesem Tage an verschwanden die Gold- und Silbermünzen auf Nimmerwiedersehen aus dem Geldumlauf.

Die Mentalität in Industrie, Handel und Gewerbe scheint uns heute ganz unvorstellbar. Im ersten Kriegsjahr hielt man sich von jedem Wareneinkauf konsequent zurück. Nur im baren Gelde sah man positive Werte. Waren aller Art waren nicht begehrt und gingen, weil kein Absatz da war, von Monat zu Monat im Preise hinunter. Mitte 1915 waren die Preise tiefer als zu Urgrossvaters Zeiten. Nur auf Drängen und Bitten unseres langjährigen Lieferanten, Molkereiverwalters Mörgeli, kaufte mein Vater für die siebenköpfige Familie widerwillig ein Schwein, das knapp Fr. 100 kostete. Ein Rebbauer in Obermeilen vernahm im Herbst 1914, dass in unserem grossen Keller ein paar leere Fässer vorhanden seien. Er konnte beim besten Willen seine Trauben nicht verkaufen und war glücklich, in meinem Vater einen Käufer gefunden zu haben. Da der Holzhandel praktisch stillstand, hatten wir Zeit genug, die Trauben zu pressen und die Fässer zu füllen und zwar mit sehr gutem Wein. Der Liter dieses Appenhalder-Weines kam uns auf 35 Rappen zu stehen. Und so ging es mit allen Produkten im Anfang des Krieges. Im Jahre 1916 und besonders 1917 änderte sich im Wirtschaftsleben die Auffassung grundlegend. Jetzt wurde die Ware Trumpf und das Bargeld war nicht mehr Selbstzweck. Nun war es ein begehrtes Mittel zum Einkaufen. Die billigen Preise verschwanden und ohne jede Kontrolle stiegen sie von Monat zu Monat höher. Als im November 1918 unser Vater wie alljährlich ein Schwein kaufte, zahlte er für das garstige Borstentier anstandslos 995.– Franken. Dafür verkaufte er die im Rohrguet nur halb gereiften Trauben für 60.– Franken den Zentner. Damit war der Schweinekauf wieder gedeckt.

Im Frühling 1918 war das Bereitstellen von Mittag- und Abendessen für unsere Mutter ein schweres Problem. Die Kartoffeln fehlten uns vollständig, die Brot-, Reis- und Teigwarenrationen waren ungenügend. Ich war daher froh, als mich im Mai ein Aufgebot für einen Ablösungsdienst erreichte; denn von jetzt an konnte ich wieder genügend essen. Nach den schweren Wochen des Grippedienstes im

Jura kam ich mit meinem Zug auf einen Offiziersposten nach Kaiserstuhl am Rhein. Es war in unserer Familie Tradition, am Namenstag des Vaters, 19. Juli, die Verwandtschaft zu einem Fischessen einzuladen. Fische gab es auch dieses Jahr mehr als genug, leider fehlte das Brot. So musste jeder Teilnehmer ein Stücklein vom eigenen, schlechten Brot in einem Säcklein von zu Hause mitnehmen. Der Zufall wollte es, dass ich am Tage zuvor bei meiner Logisgeberin in Kaiserstuhl ein frisch gebackenes, herrlich duftendes Bauernbrot sah, das die Frau von ihrem Bruder, der in Fisibach eine Bäckerei betrieb, erhalten hatte. Eine telephonische Anfrage beim Bäckermeister hatte vollen Erfolg, und zwei Stunden später ging, in einer Kartonschachtel gut verpackt, der seltene Leckerbissen per Post nach Meilen. Das war eine Freude zu Hause, als zur grossen Ueberraschung aller das frische, prächtige Bauernbrot zum Vorschein kam. Nun waren auch die gebackenen Egli ein Hochgenuss, und die eingeladenen Gäste durften



beim Weggehen ihr trockenes Stück Kriegsbrot wieder mitnehmen. Seit diesen Augusttagen 1918 ist das tägliche Brot für uns ein Geschenk des Himmels, das wir immer dankbar entgegennehmen.

Wir Deutschschweizer stunden seit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 sehr stark unter deutschem Einfluss. Mittwoch- und Lesegesellschaft füllten ihre Mappen mit deutschen Zeitschriften: Illustrierte, Gartenlaube, Universum und Fliegende Blätter und wie sie alle hiessen. Wir wurden mit Wort und Bild fürstlicher Herrschaften

direkt überschwemmt. Kein Wunder, dass auch die Tagespresse prodeutsch eingestellt war. Man freute sich bei uns über einen deutschen Sieg, und der Ueberfall auf das neutrale Belgien unter dem Motto: «Not kennt kein Gebot» erregte, ausser bei Carl Spitteler und ein paar wenigen aufrechten Eidgenossen, nördlich der Saane, nicht viel Aufsehen. Es war daher verständlich, dass sich der Graben in der geistigen Einstellung zwischen deutscher und welscher Schweiz vergrösserte, je länger sich der Krieg hinzog. Als die deutsche Armee nach grossen Anfangserfolgen im September an der Marne auf starken Widerstand stiess und sich unter den massiven Angriffen der Armeen von Joffre und Gallieni zurückziehen musste, glaubten wir zuerst die Siegesnachrichten der französischen Agentur Havas nicht. Von da an war bei der Truppe jede unkontrollierte Meldung vom Schlachtfeld ein «Havas». Der Verträger der Neuen Zürcher Zeitung war bei unseren Soldaten jahrelang als der «Havas» bekannt.

Wir Jungen, die bei Ausbruch des Krieges so begeistert mitgezogen wären, kamen noch ausgiebig zum Soldatendienst. An meinem 20. Geburtstag waren in meinem Dienstbüchlein bereits 256 Diensttage eingeschrieben, die sich bis zum Waffenstillstand auf 700 erhöhten. Das war für uns aber kein Opfer; denn wir waren jung und ledig und hatten keine Sorgen. Wenn die Zürcher Division wieder einrücken musste, fand man uns Jungsoldaten in bester Stimmung. Beim Abschied von Meilen sangen wir am Bahnhof unsere Soldatenlieder, während die älteren und verheirateten Jahrgänge ihren begleitenden Frauen in die tränenfeuchten Augen blickten. Sie hatten gute Gründe, eine ernste Haltung einzunehmen. Die Mutter Helvetia hat ihre besten Söhne stiefmütterlich behandelt. 80 Rappen Sold per Diensttag, keine Ausgleichskasse und bei der Rückkehr oft eine gekündigte Arbeitsstelle! Dabei stellten die Werhmänner fest, wie die Dienstuntauglichen zu Hause ihren Geschäften konkurrenzlos oblagen und übermässig verdienten, da ihnen keine Preiskontrollstelle im Wege stand. Diese Jahrgänge haben grosse Opfer gebracht und trotz der Ungerechtigkeiten ihre Pflicht, getreu dem Fahneneide, voll und ganz erfüllt. Die gute Kameradschaft verhalf zum Standhalten und Ausharren.

Der letzte Ablösungsdienst unserer Brigade 14 wurde durch die bösartige Grippe, der Hunderte von Soldaten zum Opfer fielen, um viele Wochen verlängert. Nachdem 1917 noch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Krieg gegen Deutschland eingegriffen hatten, neigte sich das Kriegsglück endgültig zugunsten der Westmächte. Die starre Westfront war in Bewegung geraten und die deutsche Armee

mit ihren Verbündeten im Rückzug begriffen. Am 11. November 1918 wurde in einem Eisenbahnwagen im Walde von Compiègne der Waffenstillstand unterzeichnet. Das kaiserliche Deutschland und sein Adel gingen in Trümmer, und die Revolution stürmte mit den Soldaten- und Arbeiterräten über Europa dahin.

Auch in unserem Lande drohten die Ordnung und Ruhe in diesen kritischen Novembertagen auseinanderzufallen. Unzufriedene gingen in Scharen auf die Strasse und forderten Umsturz und Revolution. Als Gegenschlag zu umfangreichen Truppenaufgeboten erklärte das sog. Oltener-Aktionskomitee den Generalstreik. Jetzt ging es auf Biegen und Brechen. Während die Zürcher Regierung sich angsterfüllt unter den Schutz des Militärs in die Kaserne begab, erfüllten die Truppen unter der mutigen Führung von General Wille und Oberst Sonderegger ihre Dienstpflicht treu.

Schon nach drei Tagen bliesen die Führer des aufrührerischen Aktionskomitees den Generalstreik bedingungslos ab. Das Schweizervolk hatte in seiner grossen Mehrheit erkannt, dass es bei diesem Putsch nicht um die Erreichung oder Erzwingung sozialpolitischer Postulate ging, sondern um die Errichtung einer proletarischen Diktatur nach ausländischem Muster.

In Meilen schlug dieser Aufruhr seine eigenen Wege ein. Als eines Morgens verhetzte Arbeiter mit Zuzug ausländischer Genossen unserer Industrie und dem Gewerbe arrogant zumuteten, ihre Betriebe zu schliessen, erwachte bei den Meilenern der alte Freiheitswille und die feste Entschlossenheit, Gegenmassnahmen zu ergreifen. In aller Stille wurden in den Wachten die landestreuen Männer, jung und alt, zusammengerufen und in je einer Kompagnie Bürgerwehr zusammengefasst. Es waren neben jüngeren, noch nicht dienstpflichtigen Männern, erfreulicherweise auch viele Arbeiter dabei. Diese Bürgerwehrkompagnien wurden durch aktive Offiziere geführt und für alle Eventualitäten in Bereitschaft gehalten. Die Mannschaften wurden mit Gewehren und Munition ausgerüstet. Es ging das Gerücht in der Gemeinde um, dass von Zürich aus der im Gefängnis in Meilen eingesperrte deutsche Kommunist Münzenberger befreit werden sollte. Dies wollten die Meilener unter allen Umständen verhindern. Als Alarmzeichen wurde bestimmt: Sturmläuten mit den Kirchenglocken. An diesem historischen 11. November waren wir jungen Mannen noch auf der Strasse, als eine halbe Stunde vor Mitternacht unvermutet Sturm geläutet wurde: das Zeichen der beginnenden Revolution. Zum Sturmgeläute ertönten jetzt die Donnerschläge der Hagelabwehrkanone von Obermeilen in die dunkle Novembernacht

hinaus. Wir stürmten auseinander, holten unsere Waffen und rannten auf die Sammelplätze. Zu Hunderten kamen die aus dem Schlaf aufgeweckten Bürger zur Befehlsausgabe. Alle waren bereit, sich für die Aufrechterhaltung der Ordnung mit ganzer Kraft einzusetzen und für die Freiheit das Leben herzugeben. Dann kam die ernüchternde Mitteilung, dass das Sturmgeläute nicht den Ordnungstruppen galt, sondern dem Aufgebot der Landsturmkp. II/60. Nun wurde der Alarm abgeblasen und die Leute entlassen.

Ein paar angriffsfreudige jüngere Angehörige der Kompagnie Dorfmeilen leisteten sich nach Mitternach noch etwas Besonderes. Sie drangen unternehmungslustig in ein Haus in Feldmeilen ein und nahmen einen Herrn Dr. phil. ausländischer Herkunft kurzerhand aus dem warmen Bett und sperrten ihn ins Meilener «Chefi». Dieser Studierte hatte die Dummheit begangen, tags zuvor in Meilen eine öffentliche Ansprache zu halten, in der er äusserte, dass das Licht, das im Osten aufgegangen sei, einst auch in den dunkelsten Winkel von Meilen zünden werde. Der arme Herr Doktor wusste nicht, dass es in Meilen einen Dorfteil Winkel gibt. Dessen Bewohner bezeichneten den Redner als Brandstifter. Der Hausfriedensbruch verursachte ein gerichtliches Nachspiel mit einer bedingten Busse für die Eindringlinge. Im übrigen ging der Streik in Meilen spurlos vorüber. Sämtliche Betriebe arbeiteten ohne Unterbruch und von den fremden Spitzeln sah man in Meilen keinen mehr. Wir waren dem Schicksal dankbar, dass der von vielen Mitläufern gar nicht gewollte Umsturzversuch an der guten schweizerischen Haltung des Volkes abgeprallt war. Ohne Blutvergiessen auf der Strasse, ohne Barrikadenkampf, aber mit mehr als Tausend Grippetoten unter den einberufenen Truppen, trat unser Land nach 4-jähriger, schwerer Zeit in eine Friedensepoche ein.

Wer hätte dazumal gedacht, dass wir Soldaten vom ersten Weltkrieg 25 Jahre später, erneut zu einem langen Aktivdienst aufgeboten würden, um die braune Brandung von Norden abzuwehren?